

Der Erlkönig

Michel Tournier

# Der Erlkönig

Roman

Aus dem Französischen  
von Hellmut Waller



Matthes & Seitz Berlin

*Dem geschändeten Andenken des  
Starez Grigori Jefimowitsch  
RASPUTIN  
der den Zarewitsch Alexis heilte  
und der ermordet wurde,  
weil er sich der Entfesselung  
des Ersten Weltkriegs  
widersetzt hatte*

## I. Die sinistren Aufzeichnungen des Abel Tiffauges

*Um etwas interessant zu finden,  
muß man es nur lange genug betrachten.*

Gustave Flaubert

3. Januar 1938. Du bist ein Oger, sagte Rachel manchmal zu mir. Ein Oger? Also ein Monstrum, das Menschen frisst, ein elbisches Ungeheuer, der Nacht der Zeiten entstiegen? Ja – ich glaube an meine elbische Natur, das heißt an diese geheime Beziehung, durch die meine eigene Lebensgeschichte im tiefsten Grunde verquickt ist mit dem Lauf der Welt und ihn in ihre Richtung zu lenken vermag.

Auch glaube ich, dass ich der Nacht der Zeiten entstamme. Schon immer war mir die Leichtfertigkeit der Menschen ein Ärgernis, die sich leidenschaftlich darum kümmern, was nach dem Tod auf sie wartet, und sich keinen Deut darum scheren, was sich vor der Geburt mit ihnen getan hat. Dabei ist das Vorher gewiss nicht leichter zu nehmen als das Nachher, zumal es wahrscheinlich dessen Schlüssel birgt. Ich jedenfalls, ich war schon vor tausend, vor hunderttausend Jahren da. Die Erde war noch nichts als ein wirbelnder Feuerball in einem Himmel von Helium, und doch war es meine Seele, die sie in Brand setzte und kreisen ließ. Meine Herkunft aus schwindelnden Urzeiten erklärt übrigens zur Genüge meine übernatürliche Macht über den Gang der Welt: Das Sein und ich, wir beide wandern schon so lange Seite an Seite, wir sind so alte Weggenossen, dass wir – nicht aus Zuneigung, aber

kraft einer Gewöhnung, so alt wie die Welt selbst – einander verstehen und einander nichts abschlagen können. Und was meine Monstrosität anbelangt ...

Zunächst – was ist denn ein Monstrum? Die Etymologie hält eine etwas schockierende Überraschung bereit: *Monstrum* kommt von *monstrare*, zeigen. Ein Monstrum ist das, worauf man zeigt – mit dem Finger, bei Volksfesten und so weiter. Je monströser demnach ein Wesen ist, desto mehr muss es zur Schau gestellt werden. Eine haarsträubende Vorstellung für mich, der ich nur im Dunkeln leben kann und überzeugt bin, dass die vielen, die meinesgleichen scheinen, mich nur infolge eines Missverständnisses am Leben lassen: weil sie mich nicht kennen.

Um kein Monstrum zu sein, muss man seinesgleichen eben wirklich gleichen, der Gattung entsprechen, nach dem Bild seiner Vorfahren geschaffen sein, oder aber eine Nachkommenschaft haben, die dann das erste Glied einer neuen Gattung aus einem macht. Denn die Monstren, die Ungeheuer, pflanzen sich nicht fort. Die Kälber mit sechs Beinen sind nicht lebensfähig. Das Maultier und der Maulesel sind von vornherein unfruchtbar, als wollte die Natur ein Experiment, das sie als unvernünftig ansieht, schleunigst abbrechen. Und damit komme ich wieder zurück auf mein ewiges Dasein: Es nimmt für mich die Stelle der Vorfahren und zugleich der Nachkommenschaft ein. Alt wie die Welt, unsterblich wie sie, kann ich ja nur einen Putativvater, eine Putativmutter und allenfalls Adoptivkinder haben.

...

Ich lese diese Zeilen nochmals. Ich heiße Abel Tiffauges, betreibe eine Autowerkstätte an der Place de la Porte-des-Ternes und bin nicht verrückt. Und doch muss, was ich soeben geschrieben habe, als mein völliger Ernst betrachtet werden. Und dann? Dann wird die Zukunft hauptsächlich dazu dienen müssen, die *Ernsthaftigkeit* der vorstehenden Zeilen zu demonstrieren oder genauer: zu illustrieren.

6. Januar 1938: Mit Neon in den feuchten, schwarzen Himmel gezeichnet, wirft das geflügelte Pferd von *Mobilgas* einen Widerschein auf meine Hände und verschwindet sogleich wieder. Dieses rötliche Aufzucken und der Geruch von altem Schmierfett, der hier alles durchtränkt, bilden eine Atmosphäre, die ich hasse und in der ich mich doch uneingestandenermaßen wohlfühle. Dass ich eben nur daran gewöhnt sei, wäre zu wenig gesagt: Sie ist mir so vertraut wie die Wärme meines Bettes oder das Gesicht, das ich allmorgendlich im Spiegel wiederfinde. Aber wenn ich mich zum zweiten Mal, einen Füllfederhalter in der linken Hand, vor dieser weißen Seite hinsetze – der dritten meiner *sinistren Aufzeichnungen* –, dann deshalb, weil ich die Gewissheit habe, mich, wie man zu sagen pflegt, an einem Wendepunkt meines Daseins zu befinden, und weil ich zum Teil von diesem Tagebuch erwarte, dass es mir hilft, dieser Werkstatt, dem schablonenhaften Durchschnittsdenken, das mich in ihr festhält, und damit in gewissem Sinne mir selber zu entrinnen.

Alles ist Zeichen. Doch bedarf es eines Lichts oder Schreis, die hervorbrechen und unser trübes Auge, unsere Taubheit durchstoßen. Seit meinen Anfangsjahren in der St.-Christophorus-Schule habe ich stets auf die Hieroglyphen geachtet, die auf meinen Weg gezeichnet, und auf die verworrenen Worte gehorcht, die mir ins Ohr gemurmelt wurden, ohne dass ich etwas verstand, ohne dass ich etwas anderes daraus schöpfen konnte als noch mehr Zweifel über meine Lebensführung, freilich auch immer aufs Neue den Beweis dafür, dass der Himmel nicht leer ist. Jenes Licht aber, das infolge ganz simpler Umstände gestern aufleuchtete, hat seitdem unaufhörlich meinen Weg erhellt.

Ein ganz alltäglicher Vorfall setzt mich für eine Weile außerstande, meine rechte Hand zu gebrauchen. Ich wollte mit einigen Kurbeldrehungen die Kolbenringe eines Motors wieder gängig machen, den seine Batterien nicht mehr munter bekommen hätten. Dabei traf mich unversehens ein Rückschlag der Kurbel. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich gerade den Arm entspannt und die Schulter locker. Den ganzen Schlag musste also mein Hand-

gelenk auffangen, und ich glaubte wirklich zu hören, wie darin die Bänder rissen. Es fehlte nicht viel, und ich hätte mich vor Schmerz übergeben; unter dem dicken, elastischen Verband vor mir fühle ich noch immer stechend meinen Puls. Unfähig, mit einer Hand allein in meiner Werkstatt irgendeine Arbeit zu verrichten, habe ich mich hierher in den zweiten Stock, in dieses Kämmerchen, geflüchtet, in dem ich Geschäftsbücher und alte Zeitungen übereinandergestapelt habe. Um meinen Geist zu beschäftigen, wollte ich mit meiner gesunden Hand einige belanglose Worte auf ein Blatt meines Notizblocks kritzeln.

Und da ging mir plötzlich auf, dass ich mit der linken Hand schreiben konnte! Ja, wirklich: Ohne vorherige Übung, ohne Zögern und ohne Säumen, ganz fest, zeichnet meine Linke vollkommene Schriftzüge, die frei sind von aller kindlichen Unbeholfenheit und obendrein keinerlei Ähnlichkeit haben mit meiner gewohnten Schrift, mit der Schrift meiner rechten Hand. Ich werde auf dieses Ereignis zurückkommen, das mich zuinnerst aufgewühlt hat und dessen Quelle ich ahne. Aber ich musste doch eingangs die Umstände festhalten, die mir nun erstmals die Feder in die Hand drücken zu dem alleinigen Zweck, mein volles Herz zu leeren und die Wahrheit kundzutun.

Muss ich auch den anderen, vielleicht nicht minder entscheidenden Umstand erwähnen: meinen Bruch mit Rachel? Dann freilich werde ich eine ganze Geschichte erzählen müssen, eine Liebesgeschichte, kurz: *meine* Liebesgeschichte. Selbstverständlich ist mir das zuwider, aber vielleicht ist das nur Mangel an Routine. Für einen von Natur aus so verschlossenen Menschen wie mich ist es zunächst recht abstoßend, seine Innereien auf dem Papier auszubreiten, doch meine Hand reißt mich mit, und mir scheint, nachdem ich einmal zu erzählen begonnen, werde ich nicht mehr innehalten können, eh' ich nicht am Ende meines Garns angelangt bin. Ob sich vielleicht die Geschehnisse meines Lebens fortan auch nicht mehr aneinanderreihen ohne diese Spiegelung in Worten, die man ein Tagebuch nennt?

Ich habe Rachel verloren. Sie war meine Frau. Nicht meine Gattin vor Gott und den Menschen, aber die Frau meines Lebens, das heißt – ohne jeden Schwulst – *das* weibliche Wesen meines persönlichen Universums. Ich hatte sie vor einigen Jahren kennengelernt, wie ich alle Leute kennenlerne: als Kundin der Werkstatt. Sie war am Steuer eines heruntergekommenen Peugeot Quadrillette bei mir erschienen, sichtlich geschmeichelt von dem Erstaunen, das eine Frau am Steuer damals noch viel stärker erweckte als heute. Mir gegenüber hatte sie gleich von Anfang an eine Vertraulichkeit an den Tag gelegt, die das, was uns verband – das Auto –, zum Vorwand nahm und sich rasch auf alles Sonstige ausdehnte, sodass ich sie binnen kurzem in meinem Bett fand.

Zuerst hielt mich ihre Nacktheit bei ihr fest, die sie gekonnt und ohne Scheu zu tragen verstand, nicht mehr und nicht weniger gut als andere Kleidung, als ein Reisekostüm oder ein Abendkleid. Mit Sicherheit leidet der Reiz einer Frau durch nichts so sehr, wie wenn sie nicht versteht, dass man auch nackt existieren kann, dass es nicht nur eine angewöhnte, sondern auch eine natürliche, angeborene Nacktheit gibt. Ich mache mich anheischig, auf den ersten Blick die Frauen zu erkennen, die von diesem Unverständnis geprägt sind. Sie sind gewissermaßen verdorrt, und die Kleider kleben ihnen sonderbar an der Haut. Unter ihrem Köpfchen mit dem Adlerprofil, über dem schwarze Löckchen einen Schopf bildeten, besaß Rachel einen mächtigen, runden Leib, der überraschend weiblich war mit seinen ausladenden Hüften, mit den Brüsten und den breiten violetten Monden darauf, mit dem sehr hohlen Kreuz und mit jener ganzen Skala von tadellos festen Rundungen, alle für die Hand zu umfänglich und insgesamt ein *uneinnehmbares* Ganzes bildend. In ihrer Haltung betonte sie ohne große Originalität den Typ der »Garçonne«, der seit einem bestimmten Erfolgsroman sehr en vogue war. Ihre Unabhängigkeit hatte sie sich insofern gesichert, als sie den Beruf der fliegenden Buchhalterin ausübte und bei Handwerkern, Händlern und Inhabern von kleinen Betrieben umherfuhr, um deren Buchführung aufs Laufende



zu bringen. Sie war Jüdin, und ich konnte feststellen, dass alle ihre Kunden gleichfalls Juden waren, was doppelt erklärlich ist wegen des vertraulichen Charakters der Schriftstücke, die sie zu prüfen hatte.

Ihr zynischer Geist, eine gewisse zersetzende Weise, die Dinge zu betrachten, eine Art zerebraler Juckreiz, der sie immer in der Angst vor Langeweile leben ließ – all das hätte mich abstoßen können. Doch ihr Sinn für Komik, ihr Geschick, die zutiefst absurde Seite von Menschen und Situationen zu entdecken, eine tonische Fröhlichkeit, die sie aus dem Einerlei des Lebens zu schlagen wusste, hatten einen wohltuenden Einfluss auf mein gern etwas missgestimmtes Naturell.

Beim Niederschreiben dieser Zeilen erkenne ich zwangsläufig, wie viel sie mir war, und die Kehle presst sich mir zusammen, wenn ich wiederhole: Ich habe Rachel verloren. Rachel, ich kann nicht sagen, ob wir uns geliebt haben, aber sicher ist, dass wir ganz schön miteinander gelacht haben – ist das etwa nichts?

Lachend und ohne jede Bosheit hat sie übrigens die Prämissen aufgestellt, von denen aus wir beide schließlich auf verschiedenen Wegen zum gleichen Schluss gelangten: zum Abbruch unserer Beziehung.

Sie kam manchmal an wie ein Windstoß, überließ ihr kleines Auto meinem Mechaniker zu einer Reparatur oder einem Ölwechsel, und wir nutzten dies aus, um in meine Wohnung hinaufzugehen, nicht ohne dass sie üblicherweise einen obszönen Witz von sich gab, indem sie tat, als verwechsle sie, was dem Auto und was dessen Fahrerin bevorstand. Damals bemerkte sie beiläufig beim Wiederankleiden, ich benähme mich bei der Liebe »wie ein Gimpel«. Ich glaubte zuerst, sie wolle meine Erfahrung, mein Geschick infrage stellen. Sie belehrte mich eines anderen. Gemeint war allein meine Hast, die sich nach ihren Worten mit dem eiligen Stempeldruck vergleichen ließ, den die Vögelchen einander als eheliche Pflicht verabreichen. Dann beschwor sie träumerisch die Erinnerung an einen ihrer früheren Liebhaber, sicherlich den

besten, den sie gehabt hatte. Er hatte ihr versprochen, er werde sie sich vom Sonnenuntergang an vornehmen und vor Tagesanbruch nicht von ihr lassen. Und er hatte Wort gehalten und sie bis zum ersten Schimmer des Morgens bearbeitet. »Allerdings«, so fügte sie fairerweise hinzu, »waren wir spät zu Bett gegangen, und die Nächte waren zu dieser Jahreszeit kurz.«

Diese Geschichte erinnerte mich an die von der kleinen Ziege des Monsieur Séguin, die, um dem Beispiel der alten Renaude zu folgen, ihre Ehre dareinsetzte, die ganze Nacht mit dem Wolf zu kämpfen und sich nicht eher als beim ersten Sonnenstrahl fressen zu lassen.

»Es wäre tatsächlich gut«, schloss Rachel, »wenn du glaubtest, ich fräß' dich auf, sobald du innehältst!«

Und sogleich entdeckte ich eine Wolfsmiene an ihr mit ihren schwarzen Augenbrauen, ihrer Nase mit den aufgeworfenen Nüstern, ihrem großen, gierigen Mund. Und wir lachten nochmals. Zum letzten Mal. Denn ich wusste, dass ihr Wanderbuchhalterinnenhirn mein Ungenügen überschlägig geschätzt und ein anderes Lager ausgemacht hatte, auf dem sie sich niederlassen würde.

Wie ein Gimpel ... Seit sechs Monaten, seit dieses Wort ausgesprochen wurde, ist es lange und tief in mir umgegangen. Ich wusste seit langem, dass eine der häufigsten Formen sexuellen Versagens die *Ejaculatio praecox* ist, kurz gesagt der nicht genügend verhaltene, nicht ausreichend verzögerte Geschlechtsakt. Rachels Vorwurf geht recht weit, denn er will mich an die Grenze zur Impotenz verweisen, oder besser: Er zeugt von der großen Disharmonie innerhalb des menschlichen Paares, der grenzenlosen Frustration der Frauen, die unablässig befruchtet, doch nie ganz beglückt werden.

»Um mein Vergnügen kümmerst du dich keinen Pffferling!«

Das muss ich allerdings zugeben. Wenn ich Rachel mit meinem ganzen Körper umschloss, um sie mir zu eigen zu machen – das, was hinter ihren geschlossenen Lidern in ihrem kleinen hebräischen Hirtenkopf vor sich gehen mochte, war gewiss das Letzte,

was mich beschäftigte. »Du sättigst deinen Hunger nach frischem Fleisch, dann kehrst du in deinen Blechladen zurück.«

Das stimmte. Und es stimmt ebenso, dass der Mann, der sein Brot isst, sich nicht um die Befriedigung kümmert, die das Brot bei diesem Gegessenwerden empfindet oder nicht empfindet.

»Du verschlingst mich genauso wie ein Beefsteak.«

Vielleicht – wenn man unbesehen den »Kodex der Männlichkeit« übernimmt, der das Werk der Frauen und die Waffe ihrer Schwachheit ist. Zunächst einmal hat jedoch die Gleichstellung der Liebe mit der Nahrungsaufnahme nichts Erniedrigendes, weil zahlreiche Religionen gerade darauf zurückgehen, in erster Linie die christliche mit der Eucharistie. Diese Vorstellung von Männlichkeit – ein ausschließlich weiblicher Begriff – müsste man aber einmal unter die Lupe nehmen: Die Männlichkeit bemisst sich dabei nach der *sexuellen Potenz*, und die sexuelle Potenz besteht einfach darin, den Geschlechtsakt möglichst lange auszudehnen. Sie hat etwas mit Enthaltbarkeit zu tun. Der Ausdruck Potenz, das Potenzielle, muss demnach in seinem aristotelischen Sinne verstanden werden als das *Gegenteil des Aktes, des Aktuellen*. Sexuelle Potenz ist die völlige Umkehrung und gleichsam die Negation des sexuellen Aktes. Sie ist das nie eingehaltene Versprechen des Aktes, der endlos verschleiert, zurückgehalten, aufgeschoben wird. Die Frau ist das Potenzielle, der Mann das Aktuelle. Und demnach ist der Mann von Natur aus impotent, von Natur aus nicht im Einklang mit dem langsamen, pflanzenhaften Reifen der Frau. Sofern er sich nicht ihrer Lehre, ihrem Rhythmus fügt und sich mit aller gebotenen Verbissenheit abmüht, um dem zögernden Leib, der sich ihm darbietet, einen Funken Freude zu entreißen.

»Du bist kein Liebhaber, du bist ein Oger.«

Ach, waren das Zeiten! Indem Rachel diesen simplen Satz aussprach, ließ sie schemenhaft die Gestalt eines monströsen Kindes erstehen, eines Kindes von erschreckender Frühreife und verwirrender Kindlichkeit: Nestor. Mit übermächtiger Gewalt

ergreift die Erinnerung an ihn Besitz von mir. Ich hatte schon immer geahnt, dass er mit Macht in mein Leben zurückkehren werde. In Wahrheit hatte er es niemals verlassen, doch ließ er mir nach seinem Tod mehr Spiel; er begnügte sich mal da, mal dort mit einem kleinen Zeichen ohne ernste Bedeutung – das manchmal sogar amüsan war –, damit ich nicht vergäße. Meine neue sinistre Schrift und Rachels Fortgehen verkünden mir, dass die Wiederherstellung seiner Macht nahe ist.

*10. Januar 1938.* Neulich habe ich eines jener Klassenfotos betrachtet, die im Juni kurz vor der Preisverteilung reihenweise gemacht werden. Unter all den Gesichtern, die darauf mit Galgenmienen festgebannt sind, ist das meine das schmalste, das verhärmteste. Champdavoine und Lutigneaux sind da, der eine unter seiner artischockenhaft gestutzten Clownsperücke Grimassen schneidend, der andere mit geschlossenen Augen in seinem durchtriebenen Gesicht, wie wenn er unter dem Deckmantel einer trügerischen Mittagsruhe irgendeinen Streich ausheckte. Von Nestor keine Spur, obwohl das Foto unbestreitbar zu seinen Lebzeiten entstanden ist. Aber eigentlich sah es ihm ganz ähnlich, sich vor dieser kleinen, ein bisschen lächerlichen Zeremonie zu drücken und ja keine banale Spur von seinem Leben zu hinterlassen, ehe er verschwand.

Ich mochte elf Jahre alt sein, und ich war kein Neuling mehr in St. Christophorus, wo bereits das zweite Internatsjahr für mich begann. Aber wenn auch mein Unglück nicht mehr das grenzenlose Elend dessen war, der entwurzelt und im Unbekannten verloren umherirrt, so war es in seiner ruhigen, reflektierten und gleichsam endgültigen Form nur noch tiefer. Damals, das weiß ich noch, hatte ich Bestandsaufnahme von meiner Misere gemacht, und ich erwartete aus keiner Himmelsrichtung einen Schimmer von Hoffnung. Ich hatte die Lehrer und die Welt des Geistes, in die sie uns angeblich einführten, einfach ausgestrichen. Ich war so weit – bin ich von dieser Haltung überhaupt je abgekommen? –,

dass ich jeden Autor, jede historische Gestalt, jedes Werk, jeden wie auch immer gearteten Lehrstoff als null und nichtig, als restlos disqualifiziert betrachtete, sobald die Erwachsenen ihn in Besitz genommen hatten und ihn uns als geistige Nahrung aufzwangen. Indem ich in Lexika herumschmökerte, mir einiges in Schulausgaben zusammenlas, in der Geschichts- oder Französischstunde auf jede flüchtige Andeutung dessen lauerte, was für mich von Bedeutung war, begann ich, mir stückchenweise eine Kultur am Rande, ein persönliches Pantheon aufzubauen, worin Alkibiades und Pontius Pilatus, Caligula und Hadrian, Friedrich Wilhelm I. und Barras, Talleyrand und Rasputin nachbarlich vereint waren. Es gab eine bestimmte Weise, von einem Politiker oder einem Schriftsteller zu sprechen – natürlich ablehnend, doch genügte das nicht, etwas anderes musste hinzukommen –, die mich die Ohren spitzen und mich vermuten ließ, er gehöre vielleicht zu den Meinen. Dann unternahm ich sogleich Nachforschungen, eine Art Seligsprechungsprozess mit Bordmitteln, an dessen Schluss die Pforten meines Pantheons sich entweder öffneten oder – je nachdem – geschlossen blieben.

Mit meinem dünnen schwarzen Haar und dem davon umrahmten schwärzlich-gelben Gesicht, das etwas von einem Araber und von einem Zigeuner hatte, mit meinem linkischen, knochigen Körper und den fahrigen, ungefälligen Bewegungen war ich mickrig und hässlich anzusehen. Aber vor allem musste ich irgendeinen verhängnisvollen Zug an mir haben, durch den ich selbst den Angriffen der Feigsten, den Schlägen der Schwächsten zur bevorzugten Zielscheibe wurde. Ich war für sie der unerwartete Beweis, dass auch sie einen anderen überwältigen und demütigen konnten. Kaum ertönte die Pausenglocke, so lag ich schon am Boden, und es kam selten vor, dass ich wieder aufstehen konnte, ehe wir ins Klassenzimmer zurückmussten.

Pelsenaire war ein »Neuer« in der Schule, doch hatten ihm seine körperliche Kraft und sein schlichtes Wesen auf Anhieb einen bevorzugten Platz in der Rangordnung der Klasse ver-

schaft. Ein gut Teil seines Ansehens knüpfte sich an einen Ledergürtel von unerhörter Breite – ich erfuhr später, dass er aus einem Pferdebauchgurt zurechtgeschnitten war –, den er über seinem schwarzen Schulkittel trug und dessen stählerne Schnalle nicht weniger als drei Dorne besaß. Er hatte einen Quadratschädel, über dem ein blonder Haarschopf in die Höhe stand, ein regelmäßiges, ausdrucksloses Gesicht, helle Augen mit ganz geradem Blick, und wenn er zwischen den Gruppen der anderen umherging, die Daumen im Gürtel, brachte er seine prächtigen, genagelten Stiefel zum Klingen, mit denen er bei großen Anlässen Funkengarben aus dem Granitpflaster des Hofes zu schlagen vermochte. Er war ein Wesen, lauter und ohne Falsch, aber auch ohne Abwehrkräfte gegen das Böse, und wie manche primitiven Stämme im Pazifik schon beim ersten Kontakt mit den Krankheitskeimen zugrunde gehen, die von den Weißen ungestraft eingeschleppt werden, so ergab er sich plötzlich seit dem Tage, an dem ich ihm die ganze Vielfalt meines Herzens offenbarte, der Bosheit, der Grausamkeit und dem Hass.

Die Mode, sich zu tätowieren, hatte sich plötzlich in der Schule ausgebreitet. Einer der in der Stadt wohnenden Schüler handelte mit chinesischer Tusche und mit abgestumpften Federn, mit denen man tiefe Zeichen in die Haut einritzen konnte, ohne sie zu verletzen. Wir brachten lange Stunden damit zu, uns Buchstaben, Worte und Zeichnungen auf die Handflächen, auf die Handgelenke oder auf die Knie zu »tätowieren«. Dabei ging es stets um Albernheiten und um unklare Symbole, deren Vorbilder wir unter den Kritzeleien an den Wänden und in den Pissoirs fanden.

Pelsenaire war gewiss nicht unempfänglich für den Reiz unseres neuen Zeitvertreibs, doch fehlten ihm offensichtlich die Fantasie und die Geschicklichkeit, die eine seiner Würde angemessene Verschönerung erfordert hätte. So zeigte er sich denn auch sogleich interessiert, als ich eines Tages wie beiläufig ein Blatt Papier herumzeigte, auf dem ich, so gut ich es konnte, ein Herz gezeichnet hatte, das von einem Pfeil durchbohrt war – Blutstropfen rannen

aus der Wunde – und von den Worten umrahmt war: *A toi pour la vie*. Er war vollends geblendet, als ich behauptete, ich hätte dieses Kunstwerk von der Brust eines meiner Freunde, eines Unteroffiziers der Fremdenlegion, kopiert. Dann bot ich mich als Tätowierer an, wenn er diese großartige Inschrift auf der Innenfläche des linken Oberschenkels haben wolle, an einer diskreten Stelle, die aber jederzeit auch frei gezeigt werden konnte.

Die Prozedur dauerte nicht weniger als einen ganzen Übungsabend. Ich saß auf dem Boden, unter Pelsenaire's Pult, und dank der Mithilfe der Nebensitzer, die mit ihren Körpern, Büchern und Schultaschen einen Schutzwall gegen die indiskreten Blicke des Aufsichtsführenden bildeten, arbeitete ich mit eifersüchtiger Sorgfalt. Meine Arbeit war erschwert durch das Aufliegen des Schenkels auf der Bank, das seine Form veränderte und ihm eine nach außen gewölbte Oberfläche gab. Pelsenaire zeigte sich von dem Ergebnis höchst befriedigt, obschon ein wenig überrascht, weil aus der Umschrift um das durchbohrte, blutende Herz *A T pour la vie* geworden war. Mit ungerührter Stirn behauptete ich, die Legionäre benützten diese Buchstaben als Abkürzung, einmal für *A toi*, dann auch, um ihre Auflehnung gegen Gott zu bekunden (*athée pour la vie* – gottlos fürs Leben), schließlich aber in doppeltem Sinn, um gleichzeitig das eine wie das andere zu bezeichnen. Pelsenaire, der offensichtlich von meinen verworrenen Erklärungen nichts verstanden hatte, schien sich im Augenblick damit zufriedenzugeben.

Am folgenden Abend jedoch zog er mich in der Sechs-Uhr-Pause beiseite, mit einer Miene, die nichts Gutes verhieß. Irgend-einer musste inzwischen seinem Verstand nachgeholfen haben, denn er ging gleich wegen der rätselhaften Initialen auf mich los.

»A T«, sagte er, »das sind deine Initialen. *Abel Tiffauges fürs Leben*. Sofort machst du dieses idiotische Zeug weg!«

Ich war entlarvt, und alles auf eine Karte setzend, wagte ich die Gebärde, von der ich seit Wochen glühend träumte: Ich näherte mich ihm, legte meine Hände in Höhe der Hüften auf den berühm-

ten Gürtel, und mit entzücktem Zögern immer näherkommend, ließ ich sie auf dem Gürtel nach hinten gleiten, bis sie sich in seinem Rücken trafen. Dann schmiegte ich meinen Kopf in der Herzgegend an seine Brust.

Pelsenaire war sich offenbar nicht klar, was da vor sich ging, denn im ersten Moment rührte er sich nicht. Aber dann hob sich langsam seine rechte Hand – im gleichen Tempo, mit dem ich mich bewegt hatte – und klatschte auf mein Gesicht; ein brutaler Stoß, ein unwiderstehlicher Hieb schleuderten mich von ihm weg und streckten mich mehrere Meter entfernt rücklings zu Boden. Dann machte er kehrt und entfernte sich, Funkengarben aus seinen Schuhnägeln schlagend.

Nun hatte er den Reiz des Sklavenhalterdaseins entdeckt und gab mir Demütigungen und Misshandlungen in Fülle zu schlucken, die ich mit dumpfer Unterwürfigkeit hinnahm. Aus freien Stücken überließ ich ihm die Hälfte meiner Essensration im Speisesaal, denn ich hatte keinen Appetit, und die Aufgabe, seine wunderbaren Stiefel jeden Morgen vom Dreck zu säubern und zu wischen, übernahm ich sogar mit heimlichem Glücksgefühl, denn ich habe schon immer gern Schuhe angefasst.

Doch diese insgesamt noch recht vernünftigen Forderungen waren ihm zu wenig; seine verderbte Seele ließ sich nur durch härtere Dinge zufriedenstellen. So hatte er beschlossen, dass ich täglich Gras essen müsse. Gleich zu Beginn der Mittagspause warf er mich auf der mageren Wiese, die die Statue unseres Schulpatrons umgab, zu Boden, und rittlings auf mir sitzend, das Kinn in brutalem Reflex vorgereckt, stopfte er mir ganze Hände voll Quecken in den Mund, die ich gewissenhaft zerkaute, damit ich nicht daran ersticke. Ein Kreis von Neugierigen sah der Prozedur zu, und nicht ohne eine Aufwallung von Hass und Entrüstung denke ich heute daran, dass kein einziges Mal einer der Aufsichtsführenden – die es so eilig hatten, mich bei einem Streich zu erwischen und mich dafür büßen zu lassen – eingegriffen hat, um diesem Treiben ein Ende zu machen.



Meine Knechtschaft sollte erst enden, nachdem sie ihren Höhepunkt erreicht hatte. Es war zu Beginn des Herbstes, nach tage- und nächtelangem Regen, der den Pausenhof in eine Kloake verwandelt hatte. Kies und Schlacken waren unter einer Schicht aus Schlamm und welkem Laub von trügerischer Weichheit verschwunden. Unser Elend glich dem von Waisenkindern, denen es an Wärme gebricht, die schlecht ernährt und nie gewaschen werden, und die Feuchtigkeit, mit der diese Misere getränkt war, ließ unsere Kleider am Körper kleben und sie schließlich einem natürlichen Fell, einer Schale, einem Panzer ähneln; die Fühlung mit ihm zu verlieren war gräulich, ob es nun abends beim Ausziehen oder dadurch geschah, dass wir uns innerlich zusammenzogen mit schaudernder Haut, verkrampten Muskeln und eingeschrumpftem Geschlechtsteil. Damals nahmen unsere Spiele eine ungewöhnliche, beinahe verzweifelte Gewalttätigkeit an, als hätten wir, um der Düsterteit und Härte unserer Lebensbedingungen zu entsprechen, uns selbst bestätigen wollen, wir seien Krieger oder wilde Tiere. Fäuste landeten mit sattem Klatschen auf Gesichtern, gestellte Beine führten zu parabolischen Stürzen in den Dreck, ineinander verknäuelte Ringer wälzten sich keuchend auf dem Boden. Geschrien wurde nicht viel, Schimpfworte fielen nie, doch derjenige, der allein am Boden lag, konnte es sich selten verkneifen, ganze Hände voll Schlamm zusammenzuscharren und auf seinen Gegner zu schleudern, damit auch der gründlich dreckig würde. Ich dagegen versteckte mich hinter den Pfeilern der Pausenhalle und suchte jeder Begegnung aus dem Wege zu gehen, die für mich übel ausgehen konnte, und deren gab es viele. Ich glaubte, diesmal vor Pelsenaire keine Furcht haben zu müssen, denn in dem grandiosen Kampfgewühl würde er einen so mickrigen Gegner übersehen. So geriet ich auch nicht in besondere Panik, als ich ihn plötzlich anrempelte, weil ich einem Ball auswich, der wie eine Kanonenkugel daherkam. Er musste sonderbar hingefallen sein, nur auf ein Knie, denn er war nur auf einer Seite am halben Bein schmutzig, sonst sah man ihm fast nichts an. Als ich mich sachte

davonmachen wollte, packte er mich am Arm, streckte sein Knie vor und befahl mir: »Wisch mich ab!« Sogleich machte ich mich, zu seinen Füßen gekauert, mithilfe eines etwas dubiosen Taschentuchs an die Arbeit. Pelsenaire wurde ungeduldig.

»Hast du nichts anderes? Dann nimm die Zunge!«

Schenkel, Knie und oberer Teil der Wade waren unterschiedslos aus schwarzem, wie Firnis glänzendem Schlamm geformt, der tadellos ausgesehen hätte ohne die Wunde in der Mitte, die ausgefranst und purpurn über der Kniescheibe klappte. Daraus sickerte ein zinnoberrotes Rinnsal, das zunächst ins Ockerfarbene, dann durch die Vermengung mit dem Schmutz in ein immer dunkleres Braun überging. Meine Zunge umrundete die Verletzung und umgab sie mit einer grauen Aureole. Ich spuckte mehrmals Erde und Schlackenrückstände aus. Die Wunde, aus der noch immer Blut rann, breitete dicht vor meinen Augen ihre eigenwillige Geografie aus: geschwollenes Fleisch, weißliche Pusteln von abgeschürfter Haut und eingerollte Wundlippen. Rasch tauchte ich die Zunge zum ersten Mal hinein, nicht behutsam genug freilich, um nicht ein Zucken hervorzurufen, das den Muskelkranz über der Kniescheibe wie einen krampfhaft grinsenden Mund verzerrte. Dann ein zweites Mal, etwas länger. Endlich pressten sich meine Lippen auf die Lippen der Verletzung und verweilten dort eine Zeitspanne, die ich nicht ermessen konnte.

Was dann geschah, kann ich nicht genau sagen. Ich glaube, ich wurde von einem Schauer, ja sogar von Krämpfen erfasst, und man musste mich in die Krankenstube bringen. Mir ist noch, als sei ich mehrere Tage krank gewesen. Meine Erinnerung an diese Episode in St. Christophorus ist ziemlich verworren. Dagegen bin ich wieder sicher, dass meine Lehrer es für richtig hielten, meinen Vater von dieser gesundheitlichen Störung zu unterrichten, und um irgendeinen Grund dafür vorzubringen, spielten sie – mit einer Ironie, deren Ungeheuerlichkeit ihnen entging – auf eine Verdauungsstörung infolge übermäßigen Genusses von Leckereien an.

13. Januar 1938. Ich sagte zu Rachel: »Es gibt zwei Arten von Frauen; die ›Nippes-Frau‹, die man in die Hand nehmen, irgendwie behandeln, mit dem Blick umfassen kann und die des Männerdaseins Zierde ist. Und die ›Landschafts-Frau‹: Die sucht man auf, um sie anzuschauen, man ergeht sich in ihr, man läuft Gefahr, sich in ihr zu verlieren. Die erstere ist vertikal, die zweite horizontal. Die erstere ist beweglich, kapriziös, anspruchsvoll, kokett. Die andere ist schweigsam, beharrlich, besitzbewusst, vergangenheits-trächtig und voller Träume.«

Mit gerunzelten Brauen hörte sie mir zu; sie suchte in meinen Worten etwas, was ihr gegenüber unhöflich sein konnte. Um sie zum Lachen zu bringen, tat ich, als wollte ich meinen Vortrag mit anderen Ausdrücken nochmals beginnen: »Es gibt zwei Arten von Frauen«, wiederholte ich, »solche, die ein Pariser Becken, und andere, die ein Mittelmeerbecken haben«, und dabei deutete ich mit den Händen geringe und große Breite an. Sie lächelte, wobei sie sich noch immer mit einem Rest von Unruhe fragte, ob ich sie nicht zu der breiten Sorte rechnete – zu der sie übrigens ohne den Schatten eines Zweifels auch tatsächlich gehört.

Denn diese »Garçonne«, die überall zurechtkommt, ist unbestreitbar eine »Landschafts-Frau«, ein Mittelmeerbecken (übrigens stammt ihre Familie aus Saloniki). Sie hat einen breiten, empfänglichen, mütterlichen Körper. Aus Furcht, sie zu reizen – denn für sie ist jedes Wort stets Liebkosung oder Aggression, nie Spiegel der Wahrheit –, hütete ich mich, ihr das zu sagen. Und ich verschwieg ihr erst recht die Reflexionen, die mir zum Beispiel durch den Kopf gingen, wenn ich meine Hand auf ihren Hüftknochen legte, der sehr kräftig entwickelt war und wie ein Vorgebirge die übrige Landschaft beherrschte. Zwischen den Gebirgen der Schenkel floh der Unterleib zurück, eine fröstelnde, von ängstlicher Unruhe gehöhlte Senke ... Ich habe viel nachgedacht über den mysteriösen Begriff »das Geschlecht der Frau«. Sicherlich kann nicht der geköpftete Unterleib auf diesen Titel Anspruch erheben, oder doch allenfalls auf Grund der Sym-

metrie, die der Körper des Mannes und der Frau grob gesehen aufweisen. Das Geschlecht der Frau. Man wäre zweifellos besser beraten, wenn man es in Höhe der Brust suchen würde, die triumphierend ihre zwei Füllhörner trägt ... Die Bibel wirft ein seltsames Licht auf diese Frage. Wenn man den Anfang der Genesis liest, so wird man gleich aufgeschreckt von einem flagranten Widerspruch, der den ehrwürdigen Text entstellt: *Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie einen Mann und ein Weib. Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch untertan ...* Dieser plötzliche Übergang vom Singular zum Plural ist eigentlich umso unverständlicher, als die Erschaffung des Weibes aus einer Rippe Adams erst viel später kommt, nämlich im 2. Kapitel der Genesis. Dagegen wird alles klar, wenn man den Singular in dem zitierten Satz beibehält: *Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, das heißt als Mann und Weib in einem. Er sprach zu ihm: »Wachse und mehre dich«,* und so weiter. Später stellt er fest, dass die Einsamkeit, die das Hermaphroditentum mit sich bringt, nicht gut ist. Er lässt Adam in Schlaf sinken und entnimmt ihm nicht eine Rippe, sondern seine »Seite«, die Weiche zwischen Rippen und Hüften, das heißt seine weiblichen Geschlechtsteile, und macht daraus ein selbständiges Wesen.

Von daher versteht man, warum die Frau keine eigentlichen Geschlechtsteile *besitzt*: weil sie Geschlechtsteil *ist*. Geschlechtsteil des Mannes, zu sperrig allerdings, als dass er ihn ständig tragen könnte, weshalb er ihn meist abgelegt hat und nur bei Bedarf wiederaufnimmt. Es ist ja auch sonst dem Menschen eigen – im Gegensatz zum Tier –, dass er jederzeit ein Gerät, ein Werkzeug, eine Waffe für den Zweck einzusetzen vermag, zu dem er sie gerade benötigt, dass er sich ihrer aber auch gleich wieder entledigen kann, während der Hummer dazu verurteilt ist, ständig seine beiden Scheren mit sich herumzuschleppen. Und ebenso wie die Hand das Verbindungsorgan ist, das es dem Manne ermöglicht,

Erste Auflage dieser Ausgabe Berlin 2025  
Copyright © der deutschen Ausgabe 2025  
MSB Matthes & Seitz Berlin  
Verlagsgesellschaft mbH  
Großbeerenstraße 57A | 10965 Berlin  
info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der französischen Originalausgabe *Le Roi des Aulnes*  
© 1970 Éditions Gallimards, Paris  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werkes  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlag: Dirk Lebahn, Berlin  
Satz: psb, Berlin  
Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck  
ISBN 978-3-7518-0989-4  
www.matthes-seitz-berlin.de